

Herausgegeben
von Jens Ebert

Ein Arzt in Stalingrad

Feldpostbriefe und Gefangenenpost
des Regimentsarztes Horst Rocholl

1942-1953



Wallstein

Ein Arzt in Stalingrad

Ein Arzt in Stalingrad

*Feldpostbriefe und Gefangenenpost
des Regimentsarztes Horst Rocholl*

1942–1953

Herausgegeben von
Jens Ebert



WALLSTEIN VERLAG

Inhalt

»Seht unsre Söhne, taub und blutbefleckt«

7

Feldpost 1940 – 1943

81

Post aus der Gefangenschaft 1946 – 1953

303

Nachkrieg

351

»Seht unsre Söhne, taub und blutbefleckt«

Keine Schlacht des Zweiten Weltkrieges löst in Deutschland so große und unterschiedliche Emotionen aus wie die Schlacht um Stalingrad. Längst sind es nicht mehr die militärischen Daten, die die Diskussionen bestimmen, sondern die mit der Schlacht verbundenen Geschichten, Legenden und Mythen. Erzählt und verbreitet wurden diese von 1942 bis in die Gegenwart. Zuerst instrumentalisiert durch die NS-Propaganda als »Opfergang«, der dem deutschen Volk als Vorbild angedient wurde, passte der Untergang der 6. deutschen Armee in Stalingrad nahtlos in die politischen Wirren des Kalten Krieges – auf beiden Seiten der imaginierten Schützengräben. In der westdeutschen Nachkriegskultur war das »Opfer« von Stalingrad omnipräsent und bot vielfältige Möglichkeiten zur Umdeutung und Neuinterpretation der jüngsten Geschichte, sofern sie nicht einfach verdrängt wurde. In der Tat waren die Täter des Zweiten Weltkrieges bei Stalingrad unversehens zu »Opfern« geworden. In Stalingrad hatte sich das Verhältnis zwischen deutschen Aggressoren und sowjetischen Verteidigern, die Gesamtsituation des Zweiten Weltkrieges eigentümlich in ihr Gegenteil verkehrt. Nun wurde die Wehrmacht umzingelt und angegriffen. Wehrmachtsangehörige empfanden sich nach wochenlangem Ausharren in den Ruinen der Stadt absurderweise als Verteidiger Stalingrads, wie in dem Feldpostbrief eines unbekanntenen Obergefreiten vom 13. Januar 1943 zum Ausdruck kommt:

»Die Lage ist eben so, daß ich genau wie damals im Oktober, als ich zur Kompanie kam, auch keine Post erhalten habe wie jetzt, bloß sind die Umstände heute anders. Damals griffen wir an in dem großen Ringen um die Stadt und heute versuchen die Russen, die eingeschlossene Festung in ihre Hand zu bringen. Aber trotz Hunger, Not und Kälte

wird ihnen das nicht gelingen, denn die Verteidiger der Stadt, wir alle wissen, was uns blühen würde, wenn wir in russische Gefangenschaft gerieten [...]...«¹

Stalingrad wurde in Deutschland zu einem Symbol für das Leid des Krieges – hauptsächlich für erlittenes Leid, weniger für verübtes!

In Ostdeutschland war es die durchaus bittere Erkenntnis, dass eine friedfertige Welt und die beabsichtigte neue Gesellschaft, in der »die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist«,² eben mit diesen verführten und schuldig gewordenen Menschen aufgebaut werden musste, was zu einem differenzierten Umgang mit den Wehrmacht Angehörigen zwang. Da Stalingrad als Symbol und Chiffre des Untergangs figuriert, waren es neben den Bildern der unvorstellbaren Verwüstungen und Zerstörungen in der Stadt vor allem die Fotos der geschlagenen Aggressoren, die um die Welt gingen. In bis dahin beispielloser Größenordnung gerieten Angehörige der deutschen Wehrmacht in sowjetische Gefangenschaft bzw. in Kriegsgefangenschaft überhaupt. Es ist vor allem ein Bild aus Stalingrad, das geradezu zur Ikone der Kriegsgefangenschaft wurde. Nach der Kapitulation der 6. Armee verbreitete sich die Kunde von der deutschen Niederlage schnell in aller Welt. Sichtbarer Beweis, dass sich das Blatt gewendet hatte, und wirksamer als alle Frontberichte darüber, waren die Fotos der besiegten Feinde, die in allen Zeitungen, Zeitschriften und Wochenschauen in den Staaten der Anti-Hitler-Koalition verbreitet wurden. Eines davon druckte die US-amerikanische Zeitschrift *Life*, das vielleicht bedeutendste Magazin jener Zeit, in ihrer Ausgabe vom 22. Februar 1943. Hier fand es der interessierte Leser Bertolt Brecht und schnitt es aus. Es gab und gibt natürlich zahlreiche Bilder vom Zug deutscher Stalingrad-Soldaten in die Gefangenschaft. Doch anders

1 Jens Ebert, *Feldpostbriefe aus Stalingrad*, Göttingen: Wallstein 2003, S. 293

2 Karl Marx/Friedrich Engels, *Manifest der Kommunistischen Partei*, Berlin (DDR): Dietz 1982, S. 51

»Seht unsre Söhne, taub und blutbefleckt«

als das von Brecht bewahrte zeigen sie die gefangenen Soldaten zumeist nicht als Individuen, sondern als Masse. Der Autor verwendete das Foto in seiner berühmten *Kriegsfibel* und versah es mit einem Epigramm:

»Seht unsre Söhne, taub und blutbefleckt
Vom eingefrorenen Tank hier losgeschnallt:
Ach selbst der Wolf braucht, der die Zähne bleckt
Ein Schlupfloch! Wärmt sie, es ist ihnen kalt.«³

Erstaunt mag der Leser über den mitfühlenden und mitleidenden Gestus des Epigramms sein, zumal bei einem so überzeugten Antifaschisten und Kriegsgegner wie Brecht. Doch es ist die Dialektik, eine Grundkonstante in Brechts Werk, die ihn die Wehrmachtsoldaten, die Täter und Aggressoren waren, *auch* als Opfer, Verführte und spätere Weggefährten sehen lässt. Hier trafen sich die Intentionen Brechts mit den Kompromissen bei der politischen Neugestaltung der Verhältnisse im Osten Deutschlands.

Wenn heute von der Schlacht um Stalingrad die Rede ist, so ist fast ausnahmslos die Zeit der Einkesselung der 6. deutschen Armee und verbündeter Truppen gemeint und nicht die vorangegangenen Bombardierungen und die blutige Eroberung der Stadt. Am 19. November 1942 brachen Einheiten der Roten Armee gleichzeitig an zwei Frontabschnitten durch. Als sich die Angriffskeile am 21. November bei der Stadt Kalatsch trafen, waren mehr als 300.000 deutsche Soldaten eingekesselt. Diese konnten sich aus der Umzingelung nicht ohne Hilfe von außen befreien. Hitler verbot zudem einen Ausbruch und die damit verbundene Aufgabe der symbolträchtigen Stadt. Als der Entsatzversuch der Panzerarmee Hoth Ende Dezember scheiterte, sie kam nur bis ca. 30 km an den Kessel heran, war klar, dass die Armee nur noch die Entscheidung hatte zwischen Tod und Gefangenschaft. Die prekäre Versorgungslage führte schnell zum Erlahmen der Verteidigungskraft, zu Hunger, Auszehrung und Krankheiten.

3 Bertolt Brecht, *Kriegsfibel*, Berlin (DDR): Eulenspiegel 1977, S. 64

Solch eindeutige Situationen der Ausweglosigkeit und des Ausgeliefertseins haben die Menschheit seit dem Beginn von Literatur und Geschichtsschreibung bewegt und fasziniert. Die Vernichtung der römischen Armee bei Cannae durch Hannibal, der Todeskampf des antiken griechischen Helden Leonidas bei den Thermopylen oder Blüchers Kapitulation in Ratkau im Jahre 1806 sind einige der verfügbaren Muster, die herangezogen wurden und werden, um Stalingrad zu beschreiben. Vor allem aber ist das Schicksal der 6. deutschen Armee immer wieder mit dem aussichtslosen Kampf der Nibelungen in Etzels Saal verglichen worden. So gesehen, konnte man die Stalingrad-Soldaten in mehrfacher Hinsicht als Opfer sehen, waren sie doch nach der Einkesselung nicht mehr aggressiv, sondern defensiv. Das Heft des Handelns war an die Rote Armee übergegangen.

Einer, der die gesamte Zeit in Stalingrad bis zur Kapitulation dabei war und den die Erfahrung der Schlacht und der anschließenden Gefangenschaft bis an sein Lebensende beschäftigte und prägte, war der Regimentsarzt Dr. Horst Rocholl.

Monarchismus und inkonsequente Demokraten

Am 23.2.1908 wurde Horst Rocholl als Sohn des Rechtsanwaltes Dr. Hermann Rocholl in Kassel geboren. Er zeichnete sich in der Volksschule und später am Kasseler Reformrealgymnasium, vielleicht auch, weil er Linkshänder war, zunächst nicht durch übermäßig gute Leistungen aus. Doch sein Abitur 1927 geriet passabel. Nach eigenen Erinnerungen jedoch rieten ihm die Eltern von seinem Studienwunsch Jura ab, dazu sei er doch wohl zu dumm und solle es lieber mit Medizin versuchen, wie er sich Jahrzehnte später in der ihm eigenen Selbstironie erinnerte.⁴ Dies erwies sich als guter Rat. Der Abiturient begann ein Medizinstudium in München und setzte es in Kiel und Marburg bis 1933 fort. In Marburg absolvierte er das medizinische Staats-

4 autobiographische Skizzen, Familienbesitz

examen und arbeitete dort dann zunächst als Medizinalpraktikant am Pharmakologischen Institut, an der Medizinischen Poliklinik und an der Chirurgischen Universitätsklinik. 1934 krönte er seine Ausbildung mit dem Doktorhut und praktizierte bis zum Kriegsausbruch 1939 als niedergelassener Arzt.

In diesen nur gut 30 Jahren seit seiner Geburt war Rocholl bereits Zeuge größter politischer und gesellschaftlicher Wandlungen: Erster Weltkrieg, Novemberrevolution, Weimarer Republik, Nationalsozialismus und schließlich Beginn des Zweiten Weltkrieges. Es ist eine Zeit schwerster Konflikte, Irrungen und Verwerfungen, von bis dahin nicht gekannten politischen Auseinandersetzungen – und Entscheidungen.

Rocholls Geburtsort Kassel ist weit mehr als eines der zahlreichen provinziellen Residenzstädtchen in Deutschland. Kurz nachdem Hessen-Kassel zum Kurfürstentum wurde, besetzten 1806 napoleonische Truppen die Stadt und machten Kassel bis 1813 zur Hauptstadt des neu gegründeten Königreichs Westfalen von Napoleons Bruder Jérôme. 1866 nach Ende des Preußisch-Österreichischen Krieges wurde Kurhessen von Preußen annektiert. Im Zeitalter der Industrialisierung nahm die Stadt einen rasanten Aufschwung. 1899 überschritt die Einwohnerzahl 100.000 und verdoppelte sich bis 1939 auf 216.000. Die Industrialisierung prägte die Stadt auch politisch: Zwischen 1920 und 1925 war der Sozialdemokrat Philipp Scheidemann Oberbürgermeister der Stadt, nachdem er aus außenpolitischen Gründen – er weigerte sich, den Versailler Vertrag zu unterschreiben – als erster Reichskanzler der Weimarer Republik zurückgetreten war.

Auch der kleine Horst Rocholl war in seinen Kindheitsjahren, wie fast alle Altersgenossen in (gut)bürgerlichen Kreisen, im Geiste des Monarchismus erzogen worden. Doch 1918, in Ermangelung eines Monarchen und nachdem er alle vier Kriegsjahre seit 1914 als Soldat durchlitten hatte, wurde sein Vater plötzlich Demokrat.

»Ich war 1919 als Elfjähriger Wahlhelfer der Demokratischen Partei Deutschlands. Da in meiner Familie fast nur

Anhänger dieser Partei waren, wurde ich in ihrem Geist erzogen, der allerdings wenig konsequent war, so wenig konsequent, dass ich nichts Besonderes dabei fand, als mein Vater 1932 nach der Novemberwahl der NSDAP und der Reiter-SA beitrat.«⁵

Die Partei von Vater Dr. Hermann Rocholl, der als Rechtsanwalt praktizierte, die *Deutsche Demokratische Partei (DDP)*, war ein Kind des Ersten Weltkrieges. Sie war nach der Novemberrevolution 1918 aus der linksliberalen Fortschrittlichen Volkspartei hervorgegangen. Ihr Gründungsauf Ruf, dem sich namhafte Persönlichkeiten wie Albert Einstein, Max Weber, Walther Rathenau und der Friedensnobelpreisträger Ludwig Quidde anschlossen, stammte aus der Feder des einflussreichen Publizisten Theodor Wolff. An fast allen Reichsregierungen bis 1932 war sie beteiligt.

Der weitere politische Weg von Horst Rocholls Familie glich dem Schicksal der Partei des Vaters. Hatte die DDP bei den Wahlen zur Nationalversammlung, von denen gerade die Rede war, noch 18,5 % der Stimmen erhalten, so war sie bei den letzten Reichstagswahlen im März 1933 mit 0,9 % völlig bedeutungslos. Wie so viele in Deutschland sympathisierte Familie Rocholl nun nicht mehr mit linksliberalen Ideen, sondern mit nationalsozialistischen. Erst trat der Vater 1932, dann ein Jahr später der Sohn der NSDAP bei. Die in Deutschland ab 1933 allgegenwärtige Propaganda malte ein überaus positives Bild vom Aufschwung in Deutschland, und in der Tat schienen sich die Lebensverhältnisse breiter Bevölkerungsschichten allmählich zu verbessern. Nach Inflation und Weltwirtschaftskrise hatte die Industrieproduktion im Jahr 1932 in Deutschland einen historischen Tiefstand, die Arbeitslosigkeit mit ca. 44 % einen historischen Höchststand erreicht. Bereits kleinste Verbesserungen wurden dankbar aufgenommen und dabei zumeist vergessen, dass die Konsumgüterproduktion erst 1938 wieder den Stand von 1928 erreichte. Die düsteren

5 Stiftung Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO-BARCH); Signatur: NY 4554, K1

»Seht unsre Söhne, taub und blutbefleckt«

Wolken am Horizont will in jener Zeit fast niemand wahrhaben, auch Horst Rocholl nicht. Er heiratet 1932. Ein Jahr später kommt Sohn Hermann zur Welt, 1934 Tochter Gisela. 1936 lässt er sich in Waldkappel, einem kleinen Landstädtchen im Kasseler Bezirk, als Landarzt nieder und wird, da zu den Honoratioren gehörend, 1937 Ortsgruppenleiter der NSDAP. Die braunen Machthaber betreiben seit der Machtübernahme die Verfolgung ihrer Gegner in aller Öffentlichkeit. Umgehend werden zahllose Andersdenkende inhaftiert, gefoltert, verurteilt und zum Teil ermordet. Die Errichtung von Konzentrationslagern wurde nicht verschwiegen, sondern in den Zeitungen bekanntgegeben. Es folgte die schrittweise Diskriminierung der Juden durch Berufsverbote, Boykott und Zerstörung der Geschäfte und die »Rassegesetze«.

Die heile Welt in Deutschland zeigt also schnell Risse, wenn sie denn überhaupt jemals heil war. Rocholls Schwester, die mit ihrem jüdischen Freund 1937 ein Kind bekommt, ist der allgegenwärtigen antisemitischen Hetze nicht gewachsen und stirbt nach einer heftigen Psychose. Ebenso rissig wird das Leben der jungen Familie des Arztes. Ehefrau Maria bittet um die Scheidung und geht als Stewardess zur See. Rocholl bleibt als allein erziehender Vater zurück. Auch die Funktion des Ortsgruppenleiters scheint ihm Unbehagen zu bereiten. Als man ihm versagt, sie abzugeben, zieht er kurz entschlossen nach Niederrzwehren, wo er eine neue Praxis eröffnet. Noch kurz vor Kriegsausbruch beginnt ein neues Glück mit der zweiten Ehefrau Gisela und der Geburt der gemeinsamen Tochter Ute.

»Er ist der Mann, der die Welt retten will«

Zeit seines Lebens hat Horst Rocholl unumwunden zugegeben, lange ein glühender Nationalsozialist und Anhänger Hitlers gewesen zu sein. Sein späteres, mindestens genauso überzeugtes und überzeugendes Bekenntnis zum Antifaschismus fiel ihm nach dieser Fehlentscheidung nicht leicht. Es war Ergebnis eines ebenso langen wie schmerzlichen Prozesses. Und das obwohl

er bereits im Stalingrader Kessel die Brüchigkeit, Verlogenheit und Menschenfeindlichkeit des NS-Systems zu erahnen begann, dies allerdings wohl mehr fühlte, als er es begriff. Er machte es sich daher später auch nicht leicht und datierte seine Wandlung nicht mit der Teilnahme an den ersten Antifa-Schulungen in den sowjetischen Kriegsgefangenenlagern. In der DDR muss es eigenartig geklungen haben, wenn Rocholl auch noch in späteren Jahrzehnten betonte, sich erst spät vom Nationalsozialismus gelöst zu haben: »Ich fühlte mich auch bis zu meiner Gefangennahme und einige Zeit danach als Nationalsozialist.«⁶ In der Tat, in den Briefen findet sich häufig in geradezu gläubigem Ton ein Einverständnis mit der Politik Hitlers, welches bei Rocholl nicht erst mit den erfolgreichen Kriegszügen einsetzte:

»Ich denke an den Herbst 1932, wo der Führer bei der Wahl an Stimmen verlor. Da ließ mancher den Kopf hängen und glaubte, die große Chance der Bewegung wäre nun vorbei, es ginge entgültig dem Chaos entgegen. Ich habe damals geglaubt und gewußt, daß es wieder vorwärts gehen wird und heute glaube ich wieder. Diejenigen, die nicht glauben können oder wollen, das sind die alten Bekannten, die schon vor 1933 resigniert erklärten, der Führer werde in höchstens 3 Monaten ausgewirtschaftet haben. In anderen Ländern sind diese Leute Salonbolschewisten und bei uns können sie es leider nicht sein.«⁷

Rocholl ist, auch das kommt in seinen Briefen deutlich zum Ausdruck, überzeugter Atheist. Schon als Jugendlicher verweigerte er die Teilnahme an der Konfirmation. Und doch kann er offenbar ohne einen Glauben nicht leben. Wenn er über Hitler und dessen Politik schreibt, wird sein Ton stets beschwörend. Dankbar nimmt er die pseudoreligiösen Angebote der NS-Ideologie und deren propagandistischer Verbreitung an. Dass dies gerade in einem Brief am Vorabend des Weihnachtsfestes 1942 so manifest wird, ist daher sicher kein Zufall.

6 SAPMO-BARCH, NY 4554/ K1

7 06.01.1942

»Eine Erkenntnis aber beseelt alle. Es ist unser Krieg, nicht wie die Feindpropaganda uns erzählen möchte, Hitlers Krieg. Sie wissen nicht, daß Hitler einer von uns ist, Soldat wie wir. Nichts hat er auf der Welt außer seiner Aufgabe, für die er lebt und schafft, Tag und Nacht. Das weiß jeder von uns. Wir wissen, daß er alles für uns tut, was irgend getan werden kann. Das gibt uns in jeder, selbst der schwersten Lage ein unbegrenztes Vertrauen. Der Führer läßt keinen Kameraden im Stich, und wenn er einem nicht hilft, dann gab es Größeres als diese Hilfe, Wichtigeres, denn vor uns kommt Deutschland, dann noch vielmals Deutschland. Dann erst wir, zu allerletzt. Der Führer ist unser bester Kamerad. Das wissen wir alle, alle, die wir hier zusammen sind, ebenso wie alle anderen deutschen Soldaten.«

Rocholl sucht in der straffen Organisation von NS und später der Wehrmacht einen Halt in seinem Leben. Als jungem Mann fehlte ihm ein gewisses Selbstbewusstsein, das ihn anfällig macht für einen Irrglauben wie die NS-Ideologie mit ihrer Delegation von Verantwortung an den »Führer«. Seine später postulierte Wandlung wäre somit vielleicht mit dem Odium des Opportunismus behaftet, gäbe es da in seinen Briefen und Erinnerungen nicht auch immer wieder kritische und distanzierende Reflexionen, die Brüche mit der NS-Ideologie dokumentieren. Brüche, die dem Wehrmichtsangehörigen und NSDAP-Mitglied nicht wirklich bewusst gewesen sein mochten. Schon während des Studiums hatte er bemerkt: »Der Sturm 4 der Marburger SA und der später gegründete Studentensturm waren mir zuwider.«⁸ Und aus seiner ersten und einzigen Funktion im NS-System, als Ortsgruppenleiter, hatte sich Rocholl rasch wieder zurückgezogen.

»Im April [1933] trat ich dann, auf Empfehlung meines Vaters, der SA und der NSDAP bei, ohne besonders aktiv zu werden. Erst später, im Jahre 1937 (Herbst) übernahm ich die verwaiste Funktion des Ortsgruppenleiters in Waldkappel,

meinem damaligen Praxisort. Ich hatte diese Funktion bis Juni 1939 inne. Dann siedelte ich, um wieder frei zu sein, nach Kassel-Oberzwehren um. Es war zu Zusammenstößen zwischen mir und dem Kreisleiter gekommen, von dem ich damals annahm, er habe den Nationalsozialismus nicht richtig verstanden.«⁹

Rocholl bewahrte sich stets einen gleichsam natürlichen Humanismus, vielleicht Reste linksliberaler Anschauungen in der Weimarer Republik. Der NS-Ideologie zugetan, hatte sie doch nur wenig direkte Auswirkungen auf sein praktisches Handeln oder auf sein Wertesystem im Alltagsleben. Rassismus und Diskriminierung von Menschengruppen, aus welchen Gründen auch immer, scheinen ihm stets fremd zu sein.

»Heute war ich mit Kling und Arnhard im Wald, wo Gefangene Holz schlagen. Die meisten sind Neger, die mir in ihrer originellen Art gut gefallen. Arnhard sagt, daß sie oft beim Bäumefällen Freudentänze vollführen. Er geht entzückend mit ihnen um. Die Kerls sind zum Teil bildschön mit ihrer reinen dunklen Haut, die nur im Gesicht einige Narben als Stammeszeichen zeigt, Ersatz für Einwohnermeldeamt und Personalausweis.

Wenn die Schwarzen im Kampf grausam werden, dann bestimmt durch die weißen Franzosen angestachelt.«¹⁰

Von einem seiner Assistenzärzte vermutet Rocholl in seinem Brief vom 18. Juni 1942, dass dieser »leicht homosexuell veranlagt« sei – im Dritten Reich Grund für die Verschleppung ins KZ. Doch dies ist für ihn offenbar keine Erkenntnis von größerem Belang. Die Vermutung spielt in den Briefen nie wieder eine Rolle und wird nicht weiterverfolgt. Eine Stigmatisierung oder Diskriminierung des Kollegen liegt außerhalb von Rocholls Denkkungsart. Die freundschaftliche Beziehung der beiden bleibt gänzlich unberührt.

9 SAPMO-BARCH, NY 4554/ K1

10 21.10.1940

Allein gegen Juden manifestiert sich eine deutliche Feindseligkeit. Die Umstände des Todes seiner Schwester hat Rocholl offenbar erfolgreich verdrängt. Erst in der sowjetischen Gefangenschaft wird er wieder darüber nachdenken. »Der Jude« bleibt in den Erlebnissen und somit auch in den Erzählungen stets eher abstrakt, wie andere politisch und ideologisch definierte »Verbrecher«, »Bolschewisten« usw.

»Wir haben also keinerlei Anlaß zum für uns nur lebensgefährlichen Mitleid gegenüber Juden, eingefleischte Bolschewisten und andere eingefleischte Feinde. Den einfachen Mann der anderen Seite aber können wir für unsere Sache gewinnen.«¹¹

Der Massenmord an der jüdischen Bevölkerung, an dem beim Vormarsch durch die Ukraine auch Einheiten der 6. Armee beteiligt waren, findet keinerlei Erwähnung in den Briefen. Dies trifft aber auf die übergroße Mehrheit der Feldpostbriefe aus der Ukraine und Weißrussland zu. Lediglich einmal kommt es zu einem Kontakt mit einem sowjetischen Juden, der jedoch nur eine kurze und lapidare Erwähnung findet, die nicht von sonderlich großen persönlichen Hassgefühlen oder andersgearteter emotionaler Involviertheit geprägt ist.

»Heute haben wir einen Juden gefangen, einen Unterleutnant, der ein typisches Verbrechergesicht hatte und log, daß sich die Balken bogen. Seine Soldaten, bes. ein 20jähriger wollten, daß er totgeschossen würde.«¹²

Doch diese kurze Begegnung mit dem jüdischen Offizier der Roten Armee wird Rocholl in der Gefangenschaft wieder einholen.

Neben der Verfolgung der jüdischen Bevölkerung war es besonders der Kampf gegen die Partisanen, der von deutscher Seite rücksichtslos und mit großer Brutalität geführt wurde.

11 15.12.1942

12 01.08.1942

»Was wir gestern an Dörfern gesehen haben, war fast restlos ausgebrannt. Es waren wohl alles Partisanendörfer, die an der Bahnstrecke lagen und den Banden Unterschlupf boten. So mußten sie verschwinden. Ofen und Schornstein stehen in einem dunklen Aschenhaufen als einzige Reste.«¹³

Die häufig stattfindenden Vergeltungsaktionen der Wehrmacht nach Partisanenüberfällen, die es ebenso massenhaft gab wie Aktionen gegen die jüdische Bevölkerung, werden bei Rocholl nur einmal erwähnt. Es ist kein Sonderfall, dass bestimmte sensible Themen in den Briefen ausgespart werden, sondern eine allgemeine Erscheinung bei der Feldpost.

Mit dem gleichen Engagement wie verwundete Kameraden behandelt Rocholl völlig selbstverständlich auch kranke Russen und Ukrainer. Über deren primitive Lebensverhältnisse ist er entsetzt. Sie sind ihm jedoch keine »Untermenschen«, sein Mitleid mit ihnen ist ehrlich. Wie bereits erwähnt, glaubte Rocholl, als er 1939 die Funktion des Ortsgruppenleiters loswerden wollte, seine Zusammenstöße mit dem NSDAP-Kreisleiter rührten daher, weil dieser den Nationalsozialismus nicht richtig verstanden hätte. Doch es ist eher davon auszugehen, dass Rocholl den Nationalsozialismus nicht richtig verstanden hatte. Denn von dessen verbrecherischen Dimensionen konnte jeder wissen, der es wissen wollte. Rocholl, wie die Mehrzahl der deutschen Soldaten, wollte es offensichtlich nicht. Ihm imponierten die deutschnationalen Phrasen, die Propaganda vom »Volk ohne Raum«. Seinem Ego schmeichelte die Behauptung, die Deutschen seien eine höherwertige Rasse. Und er glaubte an die vorgeblich sozialistische Komponente im deutschen Faschismus. So ist seine freudige Teilnahme bei der Eroberung von »Lebensraum« im Osten zu erklären. Dieser Kolonisierungsgedanke war übrigens nicht nur im Dritten Reich äußerst virulent. Er findet sich auch nach dem Krieg noch in der Bundesrepublik in vielen konservativen historiographischen Abhandlungen und politischen Überzeugungen, vor allem aber in der weit verbreiteten Trivalliteratur der Nachkriegs-

13 18.05.1942

zeit. Rocholl hofft: »Den einfachen Mann der anderen Seite aber können wir für unsere Sache gewinnen.« In seinen Vorstellungen von der Zukunft gibt es also durchaus einen Platz für den geschlagenen Gegner. Die Pläne der NS-Führung zur Ausrottung auch größerer Teile der slawischen Bevölkerung Osteuropas und zur Versklavung der Überlebenden waren dem Briefeschreiber, wie fast allen Soldaten, sicher unbekannt.

»Der Sieg wird zum Segen aller Völker der Erde werden, außer für den Juden, der nicht weiter herrschen darf. Ich wünsche auch, daß der deutsche Sieg dem Russenvolk neues, schöneres Leben geben wird. Es wird dazu viel ehrliche, begeisterte Arbeit nötig sein.«¹⁴

Nationalsozialismus als »Heilmethode«

Doch woher kommen Rocholls Sympathien für das Dritte Reich? Sein Medizinstudium mag nicht ganz unerheblich dazu beigetragen haben. Ein wesentliches Element der NS-Ideologie war der transformierte Gesundheitsdiskurs. Die Propaganda bediente sich häufig des medizinischen Jargons zur Vermittlung gesellschaftlicher Positionen und fand so gerade bei medizinischem Personal schnell Akzeptanz. Der Anteil von NS-DAP-Mitgliedern (und wohl auch Sympathisanten) im medizinischen Bereich war bedeutend höher als bei vielen anderen Berufsgruppen.

Der Gesundheitsdiskurs erwies sich für die NS-Ideologen als besonders geeignet, akzeptierte Werte des Alltagsbewusstseins als politische Handlungsanweisungen zu artikulieren. Auf vielfältige Weise, nicht nur bei der Stärkung des »gesunden Volksempfindens«, wurden im Dritten Reich Begriffe aus der Hygiene verwendet bis hin zur Verbindung von Gesundheit und Heilung mit politischer Herrschaft und legitimer Vernich-

tung des Gegners. Wenn politische und ethnische »Feinde« als Schädlinge, Geschwür, Ratten, Parasiten oder Krankheitserreger bezeichnet wurden, Juden und Kommunisten als »Krankheit am Volkskörper« galten, war eine große Akzeptanz beim Ausrotten, Ausschneiden, Vernichten oder Desinfizieren zu erwarten, insbesondere, aber eben nicht nur, bei Berufsgruppen, die tagtäglich solche Tätigkeiten als positive Handlung und als Notwendigkeit erlebten. Allerdings: »Desinfizieren hieß: vergasen, verbrennen.«¹⁵

Schließlich galt alles als krank, was der nationalsozialistischen Herrschaftsausübung im Wege stand. Gewalt gegen Andersdenkende und Andersartige war Heilung. Medizinischem Personal wurde hierbei zudem eine direkte Handlungsmaxime zur Durchsetzung des NS-Wertesystems übertragen, die in Euthanasie und an den Bedienungshebeln der Gaskammern in Auschwitz endete. Damit bekam der Arzt eine unvergleichbar herausgehobene Stellung in der Hierarchie des NS-Staates.

»Der Reichsführer der Ärzte, G. Wagner, faßte das unakzentuierte Funktionsbündel des Arztes im Begriff des *Volksführer zur Gesundheit* zusammen, wobei wir nicht vergessen dürfen, daß die gesellschaftliche Bedeutung von ›Gesundheit‹ entsprechend umgearbeitet wurde.«¹⁶

Der Kampf um die »Gesundheit« kulminierte in der Vorstellung des »Führers als Arzt am Volkskörper«, wie Wolfgang Fritz Haug überzeugend nachwies.

»In der Politik artikuliert sich der autoritäre Führer als Chirurg, der den kranken Volkskörper operieren muß. Die politischen Gegner und die gegnerischen Klassenpositionen werden entsprechend als ›Krankheit‹ und ihre ›Erreger‹ artikuliert.«¹⁷

15 Wolfgang Fritz Haug, *Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts. Die Ideologie der gesunden Normalität und die Ausrottungspolitiken im deutschen Faschismus*, Berlin (West): Argument 1986, S. 20

16 Haug, S. 23

17 Haug, S. 26

Diese »Faschisierung des Subjekts« war nicht nur, aber besonders bei medizinischem Personal in Deutschland erfolgreich – und das auch, wenn der Einzelne nicht unbedingt ein überzeugter und bewusster Anhänger der NSDAP war oder gar in bestimmten Positionen Distanz zur NS-Politik verspürte. Der uminterpretierte Gesundheitsbegriff drang in weite Teile der Bevölkerung ein. Entscheidend allerdings war in diesem Zusammenhang, ob die ideologischen Positionen im Alltag auch beim Einzelnen handlungsanweisend wurden, also der Vernichtungsgedanke wirklich umgesetzt wurde. In diesem Sinne passt Rocholls Verhalten gegenüber der sowjetischen Zivilbevölkerung, aber besonders gegenüber den verwundeten Rotarmisten nicht ins NS-System. Als Arzt fühlt er sich auch für sie verantwortlich.

»Die blutigen Verluste der Russen an Toten und Verwundeten sind recht beträchtlich. Ein paar verwundete Russen konnten wir aus einem Kornfeld bergen, sodaß sie nicht wesentlich kaputtgedrückt wurden.«¹⁸

Der Militärarzt orientiert sich in seinem Verhalten am Wortlaut des *hippokratischen Eides* und nicht an den Positionen von *Mein Kampf*. Wenn auch der bereits greifbare Untergang der 6. Armee, der eigene einbegriffen, sein Nachdenken und kritisches Reflektieren deutlich befördert haben mag, ist es doch zuerst ein Ausdruck bewahrter menschlicher Integrität, wenn er am 14. Januar 1943 schreibt:

»Ich bin ja doch ein Mensch, keine Bestie, habe die verwundeten Feinde versorgt, so oft ich konnte, so oft meine sonstigen Aufgaben die Möglichkeit dazu gaben. Ich habe es getan, nicht aus Mitleid, sondern weil ich in ihnen Soldaten sah, wenn auch feindliche.«

Obwohl er es hier mehrfach in den politischen Passagen verneint, zeigt Rocholl des öfteren deutliches Mitleid mit der

sowjetischen Zivilbevölkerung und äußert dies auch freimütig in seinen Briefen.

»Den einfachen Mann der anderen Seite aber können wir für unsere Sache gewinnen. Ihm kann man Mitleid entgegenbringen.«¹⁹

»In den Städten kommen bettelnde Kinder an, die Brot haben wollen und zum Teil, aber nur zum Teil erbarmungswürdig aussehen. Bei einem kleinen Mädchel, das in Wittebsk an den Zug kam, mußte ich so an unsere Kinder denken, daß ich ihm die Hälfte meiner täglichen Brotration abgab.«²⁰

»Heiliger Kampf für Deutschland«

Horst Rocholl wird im September 1939 zur Wehrmacht eingezogen. Doch der Krieg scheint, kurz nachdem er begonnen hatte, bereits wieder vorbei zu sein. Polen ist nach wenigen Wochen besiegt. Hitlerdeutschland und die Sowjetunion teilen sich die Beute. Die Alliierten Polens, Frankreich und Großbritannien, erklären dem Deutschen Reich zwar den Krieg, doch ihre militärischen Aktionen sind eher symbolisch. Durch den »Drôle de guerre«, den »komischen Krieg« oder »Sitzkrieg« an der Westfront ermutigt, überfällt Hitler Anfang 1940 Dänemark und Norwegen. Nach einem »Blitzkrieg« sind schließlich auch die Niederlande, Belgien und Luxemburg unter deutscher Herrschaft. Nach ihrer Einkesselung bei Dünkirchen ziehen sich die britischen Truppen zurück, und der Weg ist frei, nun auch den »Erbfeind« Frankreich zu unterwerfen. Aus dem »komischen Krieg« wird Ernst. Am 14. Juni besetzten Teile der 18. deutschen Armee die französische Hauptstadt Paris. Adolf Hitler scheint auf dem Gipfel seiner Macht. Die bekannten Propagandabilder aus den Wochenschauen dieser Zeit zeigen den er-

19 15.12.1942

20 18.05.1942

folgreichen »Führer«, dem »sein« Volk zu Füßen liegt. Der Sommer des Jahres 1940 bot nach den gewonnenen Feldzügen in Deutschland wieder beinahe ein Bild des Friedens. Friedlich klingen auch die Briefe, die Rocholl nach Hause schickt. Fast zwei Jahre erlebt er den Krieg »hinter den Kulissen«, wie er rückblickend am 11. Mai 1942 schreibt. Das zweite Kriegsjahr gibt ihm keinen Anlass zur Besorgnis, sondern eher zur Zuversicht: sein zweiter Sohn, Erhard, wird geboren, Rocholls viertes Kind. In seiner zukunftsfreudigen Art unterscheidet sich der junge Arzt und Familienvater nicht vom Großteil der deutschen Bevölkerung. Die Zuversicht wird auch in den nächsten Jahren nicht getrübt. Rocholl ist als Angehöriger der 1. Kavalleriedivision dabei, als die Wehrmacht im Juni 1941 die UdSSR überfällt und schnell tief in sowjetisches Territorium einbricht. Fast alle seiner Briefe aus dieser Zeit gingen jedoch leider verloren. Die Gründe dafür lassen sich heute nicht mehr rekonstruieren. Nach vier Monaten bereits wird die Division wieder in die Heimat verlegt und im Frühjahr 1942 als 24. Panzerdivision in Frankreich neu aufgestellt. Regelmäßig überliefert ist seine Feldpost erst wieder ab Januar 1942. Zwar hat der Unbesiegbarkheitsmythos, mit dem sich die deutsche Wehrmacht umgab, schon seine ersten Kratzer bekommen, als die sowjetische Hauptstadt Moskau nicht wie geplant genommen werden konnte, doch Rocholl bewegt all dies nicht. Er ist in jener Zeit in Frankreich stationiert. Briefe wie von einer Urlaubs- oder gar Bildungsreise erreichen die Ehefrau aus Paris.

»Heute morgen war ich zunächst bei einer Dienstbesprechung mit dem vorgesetzten Arzt, die sehr ruhig und für meine Begriffe troddelig verlief. Dann habe ich zu Mittag gegessen, diesmal im Fliegerheim, wo es »Wildragout« gab (sag deutsch Kaninchen) und danach Fisch geröstet mit Kartoffeln. Nach dem Essen um 2.30 Uhr begann ein Vortrag von einem Physiker über Atomzertrümmerung, und andere physikalische Grundlagen, der einem mal etwas geistig wertvolles bot, ohne alle praktische Bedeutung für die Gegenwart. Es war sehr schön, daß ich noch aus meinem früheren Kennt-

nissen her folgen konnte. Danach sprach Sauerbruch über Paracelsus. Morgen werde ich wieder ein paar Vorträge besuchen, außerdem hoffe ich, Dir einige von den Wünschen erfüllen zu können. Ich werde bestimmt alles bekommen, was Ihr gern haben möchtet. [...] Montag gehe ich in die Oper in Rigoletto.«²¹

Der Dienst scheint nicht sonderlich aufreibend zu sein in Frankreich. Genug Zeit bleibt, um ins Varieté, ins Theater oder ins Kino zu gehen. Der Krieg zeigt sich für den Soldaten hier von der angenehmsten Seite, auch wenn nicht alle Vergnügungen halten, was sie zunächst versprechen:

»Nach der Revierstunde bin ich nun wieder ganz frisch, wenn auch die Nacht ein wenig kürzer war, als sonst. Dafür kommt heute solider Abend mit Kino oder sonst einem harmlosen Scherz in den Nachmittagsstunden, danach Abendessen und Heimfahrt. Gestern abend hat es geschneit, aber es ist zum Rodeln viel zu wenig, wie immer hier. Ich glaube, daß hier ein Skiläufer alle 10 Jahre zwei Stunden laufen kann. Dafür machen sie sich in einem Eispalast künstliche Eisbahn und laufen da in eleganten Klamotten rum. Das Cabaret mit Bar gestern abend war eine ausgesprochene Niete.«²²

Doch Tingeltangel und die eher billigen Freizeitbelustigungen der Kameraden sind nicht unbedingt die Welt des Militärarztes. Aus einem bildungsbürgerlichen Elternhaus stammend, ist er durchaus weltläufig, spricht passabel Französisch und interessiert sich für Kunst und Kultur des besetzten Landes, auch wenn er nicht ganz so unkritisch entzückt über die französische Kultur ist wie einige seiner adligen Kameraden.

»Wir haben die Kathedrale von Reims gesehen, leider nur von außen, weil sie wochentags geschlossen ist. Meist gotisch, weist sie neben romanischen Zügen im Mittelschiff an den seitlichen Aufbauten Barockfiguren auf, die offenbar später

21 09.01.1942

22 17.01.1942

gearbeitet sind, denn andere an den Schiffenden stehende Figuren passen in eine Reihe mit unseren feinsten gothischen Schnitz- u. Bildarabesken.«²³

Rocholl, der zeitweise in einem Privatquartier untergebracht ist, erwähnt seine Quartierswirte nur einmal kurz, wogegen er über seine Mitarbeiter, Kameraden und andere Angehörige der Einheit z. T. sehr ausführlich schreibt und über ihre Charaktereigenschaften räsoniert. Das Ausblenden der Kontakte zur Zivilbevölkerung ist wiederum eines der häufig anzutreffenden Phänomene in den Feldpostbriefen. Auch wenn die Bevölkerung in den besetzten Ländern freundlich zu den Wehrmachtangehörigen ist, was verständlicherweise nicht auf alle zutrifft, stellt sie doch eine latente Gefahr dar, die unterschwellig durchaus registriert wird. Dementsprechend distanziert werden die Zivilisten behandelt.

Einmal davon abgesehen, dass im Lazarett häufig Geschlechtskrankheiten behandelt werden müssen, gibt es in Frankreich allerdings wenig wirkliche Gefahren für die Wehrmachtangehörigen. Von der *Résistance* merkt man offenbar nicht viel. Beinahe fühlt man sich an »gute, alte Zeiten« erinnert, als der Krieg nur die zeitweise Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln war. Angesichts des schnellen Sieges über Frankreich schwingt etwas wie Hoffnung auf eine Wiederholung von glorreicher Geschichte mit, wenn Rocholl schreibt:

»Schade, wenn ich gestern dran gedacht hätte, daß Reichsgründung war, wäre ich mal nach Versailles gegangen und hätte mir den Spiegelsaal angesehen. Einige Kameraden waren zufällig dort und hörten dann vom Führer, daß sie jetzt im Spiegelsaal wären, in dem vor 72 Jahren das deutsche Reich gegründet wurde. Was muß der Krieg 1870 eine herrliche Sache gewesen sein. Es ging schnell wie der Wind. Nachher war ein Reich gegründet und scheinbar alles in bester Ordnung. Handel und Wandel blühten nachher und bis 1914 hielt die Kiste.«²⁴

23 23.02.1942

24 19.01.1942

Ein wichtiger Aspekt des Lebens als Besatzungssoldat in Frankreich ist die Tatsache, dass man viele Produkte und Gegenstände kaufen kann, die in Deutschland entweder wenig bekannt oder schwer zu bekommen bzw. bereits rationiert sind. Die Freizeit wird von den Wehrmachtangehörigen intensiv genutzt, um die französischen Geschäfte nach günstigen Waren abzusuchen. Zwar war die Versorgungslage in Deutschland 1940 trotz (oder gerade wegen?) des Kriegszustandes nicht beunruhigend, doch bestimmte Produkte waren rationiert und nur noch auf Marken zu kaufen. Und das obwohl die besetzten Länder systematisch ausgeplündert wurden. Dänemark, Frankreich und Belgien mussten in erheblichem Umfang Lebensmittel wie Butter, Fleisch, Fisch, Käse oder Milch für den deutschen Markt bereitstellen. Dort wurden allerdings erst später Lebensmittelmarken wie in Deutschland eingeführt, deren Rationen jedoch deutlich unter den deutschen lagen.

Hermann Göring sprach die Ausbeutung fremder Länder in einer Rede vor den Reichskommissaren für die besetzten Gebiete am 6. August 1942 in aller Deutlichkeit aus:

»Im letzten Jahr hat Frankreich 550.000 t Brotgetreide geliefert, und jetzt fordere ich 1,2 Millionen. In vierzehn Tagen Vorschlag, wie es gemacht wird. Darüber keine Debatte mehr. Was mit den Franzosen geschieht, ist gleichgültig. 1,2 Millionen werden abgeliefert. Futtergetreide im vorigen Jahre 555.000, jetzt 1 Million, Fleisch im vorigen Jahre 135.000, Fett im vorigen Jahr 23.000, jetzt 60.000, Käse – im vorigen Jahre haben sie gar nichts abgeliefert, dafür liefern sie dieses Jahr 25.000. Kartoffeln im vorigen Jahre 125.000, in diesem 300.000. Wein im vorigen Jahre nichts, dieses Jahr 6 Millionen Hektoliter, Gemüse im vorigen Jahre 15.000, dieses Jahr 150.000. Obst im vorigen Jahre 200.000, dieses Jahr 300.000.«²⁵

25 zit. nach: Jürgen Kuczynski, *Geschichte des Alltages des deutschen Volkes*, Bd. 5: 1918 – 1945, Köln: Pahl-Rugenstein, 1982, S. 68

Auch Rocholl ist eifrig bemüht, seine Familie mit den unterschiedlichsten Gütern zu versorgen. Er schickt Hüte, Schuhe, Füllfederhalter, Textilien, Stoffe, Kokosnüsse, Eier, Wein, Haushaltsgegenstände und vieles mehr nach Hause. Und bemerkt erstaunt:

»Du glaubst nicht, welchen Spaß es macht, was zu kaufen, was man erst so entdecken muß. Ich kann direkt die einkaufswütigen Leute zuhause verstehen, obwohl Einkaufen hier was ganz anderes ist. Hier sind die Waren vorhanden und die Menschen können sie nicht bezahlen, während es zuhause umgekehrt ist.«²⁶

Der Dienst in Frankreich scheint, folgt man den Erzählungen in den Briefen, insgesamt vor allem eine Aneinanderreihung von Restaurantbesuchen und Festivitäten zu sein, wobei die Tatsache, dass man in einem Land stationiert ist, das hervorragende Weine und andere Spirituosen produziert, weidlich genutzt wird. Im Mai 1942 aber ist dieses Leben vorbei. Rocholls Truppenteil, mittlerweile von einer berittenen Einheit in eine Panzerabteilung umgewandelt, soll auf den östlichen Kriegsschauplatz verlegt werden. Da auch die neuen Fahrzeuge der Sanitätskompanie für den kommenden Einsatz eingefahren werden müssen, nutzt man die Chance und unternimmt kurz vor der Verlegung einen »Ausflug« an den Atlantik. Dort nun ist es wirklich wie im Urlaub.

»Heute haben wir zwei Doktoren mit unseren Schutzbefohlenen eine Fahrt ans Meer gemacht, die zum Einfahren der neuen Fahrzeuge notwendig war. Wir haben eine Kletterei an der Steilküste in herrlichen Felsen gemacht. Dann haben wir zu 15 ein gemeinsames Essen gegessen, russ. Eier + Fisch mit Reis + Pilzen, Kalbsbraten mit Kartoffeln und Nachtsch, dazu Weißwein. Man muß die kurze Zeit, die man noch in zivilisierter Gegend lebt, gut benutzen. [...] Heute Nachmittag waren wir in St. Michel, einem Wallfahrtsort an

der Nordküste, wo sich unser Kamerad Bublies sehr stark betrank. Er ist eine ›Type«. Heute Mittag ging er an einem in Hose und Büstenhalter daliegenden Mädchen vorbei, warf ihr eine kleine Muschel *direkt* in den Schoß und berieselte ihren Nabel mit Sand. Sie wunderte sich darüber nur sehr wenig und sagte ihm, er solle auch ihrer Nachbarin Sand auf den Nabel streuen. Es war ein ›Blitza« (Blitzmädel). Am ganzen Badestrand, der sonst von Tommies bevölkert gewesen sein soll, lagen Landser.«²⁷

Hier scheint in den postalischen Berichten ein wichtiger Aspekt einer Faszinationsgeschichte auf, die der Krieg eben auch darstellte. Viele Wehrmichtsangehörige verbinden nicht nur in einer späteren verklärenden Erinnerung angenehme Erlebnisse mit den Eroberungszügen, da sie erstmals fremde Länder, Menschen und Kulturen, noch nie gesehene Tiere, Speisen und Nahrungsmittel kennenlernen. Einkaufen in Pariser Geschäften, Baden in der Ägäis, Flanieren an holländischen Grachten, das Erleben der herben und unberührten Landschaft Norwegens, das Reiten auf Kamelen in der ukrainischen Steppe – davon hatte die Mehrzahl der Deutschen vor 1939 noch nicht einmal geträumt. Durchaus wohl fühlten sich die Wehrmichtsangehörigen, weil der Dienst in den besetzten Ländern, die Kampfhandlungen waren zumeist beendet, als nicht allzu gefährlich empfunden wurde. Solche »Urlaubsgrüße« finden sich daher in vielen Feldpostbriefen aus südeuropäischen Ländern oder Frankreich. Rocholl spricht von der Verlegung seines Truppenteils nach Osten des öfteren als von einer »Reise«. Mit dem Datum vom 15. Mai 1942 steht statt der Ortsangabe »auf Reisen«. Alfred Andersch hat dies nach dem Zweiten Weltkrieg sehr treffend, allerdings eher sarkastisch in der gleichnamigen Erzählung als *Weltreise auf deutsche Art* bezeichnet. Wenige Tage nach der »Badereise« an den Atlantik verlässt Rocholl Frankreich ohne Wehmut und sieht dem Einsatz im Osten gespannt und freudig entgegen, trotz schöner Erinnerungen an die für ihn stets angenehme Zeit. Letzte Blicke während

27 03.05.1942

»Seht unsre Söhne, taub und blutbefleckt«

der »Reise« aus den Fenstern des Transportzuges bescheren noch einmal pittoreske Bilder:

»Wir fahren eben durch ganz herrliche Landschaft, über die Loire weg, die hier besonders schöne Steilufer hat. Die Loire ist wohl der schönste französische Fluß überhaupt. Schon vor ein paar Wochen habe ich mich für sie regelrecht begeistern können, als eben der Frühling angefangen hatte.«²⁸

*»Wenn es dann im Osten wieder losgeht,
hoffe ich, dabei zu sein.«*

Im Frühsommer 1942 ging es dann wieder los. Nach der verlorenen Schlacht um Moskau wollte die deutsche Heeresführung nun im Süden der Front mit gepanzerten und motorisierten Kräften eine Sommeroffensive mit Stoßrichtung in den Kaukasus durchführen. Besonders die reichen Ölquellen in dem Gebiet standen dabei im Mittelpunkt der deutschen Offensivbemühungen. Noch spielte die Industriestadt am Wolgaknie, die Stalins Namen trug, nur eine geringe Bedeutung in den Planungen. Doch dies sollte sich, nicht zuletzt aus propagandistischen Gründen und den verfrühten Verlautbarungen, die rasch ihr Eigenleben entwickelten, bald ändern. Rocholl sieht im Frühsommer des Jahres 1942 den kommenden Ereignissen mit einer freudigen Spannung entgegen. Am 14. Juni bemerkt er: »Ein eigenartiges Gefühl ist es immer vor dem Kampf. Man ist in einer Art Stimmung, wie bei einem Fest.« Und am 25. Juni: »Es ist einem vor dem Einsatz zumute, wie vor einer heiligen Handlung.« Er wartet gleichsam auf die Bewährung und Reifung in »Stahlgewittern«. Das Dröhnen der Geschütze ist ihm ein »Konzert, das einem das Herz aufgehen läßt«.²⁹ Sein fast religiöser Glaube an die Unbesiegbarkeit der Wehrmacht lässt ihn alle Gefahren verdrängen, zumal die Sanitätseinheiten nicht an vorderster Front stehen. Und in der Tat kommen die Wehr-

28 11.05.1942

29 27.09.1942

machtseinheiten wieder rasch vorwärts. Noch scheint es keinerlei Grund zu Besorgnis zu geben.

»Unsere Verpflegung ist jetzt gut und reichlich. Man wird trotz dauerndem Aufenthalt im Freien immer gut satt und unsere Soldaten sind in gutem Futterzustand. Mit zusätzlicher Verpflegung ist es hier nichts. Die Panjes betteln jeden Morgen Brot bei uns. Nur gestern bekam ich mal für eine Krankenbehandlung 10 Eier, die wir zu 10. aufaßen.

Der Bomber vom Dienst kommt seit einigen Tagen nicht mehr. Entweder hat er sich bei Charkoff zum Abschluß gemeldet oder er befindet sich woanders, wo er nötiger ist. Charkoff ist ja wieder mal eine Mordssache. Der Russe dachte zu schieben, doch er ward geschoben.«³⁰

Außerdem versetzt die Freude über die erneute Schwangerschaft seiner Frau Rocholl zeitweise in eine überschwängliche Stimmung, die ihn gegenüber der sowjetischen Bevölkerung mitfühlend werden lässt.

»In den Städten kommen bettelnde Kinder an, die Brot haben wollen und zum Teil, aber nur zum Teil erbarmungswürdig aussehen. Bei einem kleinen Mädchel, das in Wittebsk an den Zug kam, mußte ich so an unsere Kinder denken, daß ich ihm die Hälfte meiner täglichen Brotration abgab.«³¹

Mit größter Befriedigung werden in den Briefen immer wieder die enormen Verluste des Gegners genau beziffert. Doch je mehr sich die 6. Armee der Wolga nähert, ändert sich die militärische Lage. »Die Kämpfe um Stalins Stadt sind härtest.«³² Der unbekümmerte, forsche Ton der Berichte wird immer häufiger unterbrochen durch Formulierungen wie, »Dieser Kampf um diese Stadt wird wohl unser härtester sein. Der Russe verteidigt sie mit allen Kräften.«³³ Unvermutet steht die

30 26.05.1942

31 17.05.1942

32 23.08.1942

33 06.09.1942

Wehrmacht einem erstarkten Gegner gegenüber, der doch in den vergangenen Wochen schon mehrfach als am Ende seiner Kräfte beschrieben wurde. Und auch die Sorge um die Familie zu Hause wird größer angesichts der immer häufigeren Bombardierungen.

»Deinen Luftpostbrief mit Bericht vom Angriff auf Kassel habe ich heute bekommen. Eine neue Luftpostmarke lege ich bei. Ich war die Tage seit dem 28. etwas in Unruhe. Daß nun alles gut abgegangen ist und Ihr seid alle gesund, freut mich gewaltig. Es wäre zu schrecklich gewesen, wenn einem von Euch etwas passiert wäre.«³⁴

Am 19. November 1942 schließlich wendet sich das Blatt. Sowjetische Truppen umschließen die 6. Armee. Alle Zensurbestimmungen ignorierend – die Tatsache der Einkesselung der 6. Armee wurde in Deutschland wochenlang streng geheim gehalten und erst Mitte Januar 1943 verklausuliert bekanntgegeben – schreibt Rocholl schon am 25. November ganz offen:

»Wir singen die Melodie, Kesselchen hin, Kesselchen her, Kesselchen kreuz und quer. Da die Sache noch nicht endgültig klar ist, kann es mit Post etwas länger dauern. Ich versuche, diesen kurzen Brief einer Ju mitzugeben, ein anderer Postweg ist zur Zeit nicht vorhanden, wird aber hoffentlich bald wieder in Gang kommen. Von zuhause gibt es eben natürlich auch keine Post.«

Geradezu prophetisch glaubt Rocholl an die kriegsentscheidende Bedeutung der Schlacht um Stalingrad – wenn auch in anderer Richtung, als sie in den nächsten Monaten verläuft. Relativ früh scheint er aber doch den Untergang zu ahnen, auch wenn er es nicht so direkt formuliert. Er denkt über einen Geheimcode nach, mit dem er auch nach einer Gefangennahme mit seiner Frau offen kommunizieren könnte.

Dem Truppenarzt geht es im Kessel vergleichsweise gut. Von Hunger ist in seinen Briefen kaum die Rede. Im Gegenteil, kurz

34 10.09.1942

vor Weihnachten wird er noch zu einem Rebhuhnessen beim Regimentskommandeur eingeladen. Die meisten Stäbe im Stalingrader Kessel waren bis zum Schluss der Kämpfe leidlich versorgt, während in der Steppe und den Ruinen am Stadtrand viele Soldaten nur noch vegetierten. Wenn auch die selbst entwickelten Kochrezepte, die Rocholl seiner Frau am 22. Dezember mitteilt, gewöhnungsbedürftig gewesen sind – Rosshirn, Pferdegehacktes, gekochter Weizen –, immerhin gab es bei ihm noch etwas zu essen. Schon aus Eigeninteresse sorgten die Stäbe dafür, dass die Angehörigen der Sanitätseinheiten ihre Kräfte erhalten konnten.

Der voraussehbare Untergang der 6. Armee lässt Rocholl zunehmend nachdenklicher werden. Zwar ist er immer noch Nationalsozialist, aber er erkennt, dass der Krieg hier im Osten ins Verderben führt. Er sieht Grauenhaftes und die Ausweglosigkeit der Lage. Schließlich hat er sein eigenes Ende vor Augen. Vieles kann er durch seine unermüdliche Tätigkeit jedoch verdrängen. In seinem letzten Brief aus dem Kessel vom 23. Januar 1943 schreibt er:

»Mich kann nichts mehr erschüttern, außer dem unsagbaren Leid anderer Menschen, das ich gerade in diesen Tagen mit ansehen muß. Wenn der letzte von ihnen abflöge, könnte ich neidlos der letzten Ju nachsehen und aufs Tiefste befriedigt sterben. Das Wetter ist etwas trüber geworden. Hoffentlich landen dann viele Maschinen hier, damit Verwundete wegkommen. Brot habe ich seit 7 Tagen nicht mehr gegessen, dafür 2 × Suppe am Tag. Ich habe etwas Nudeln, mit denen ich mir immer mal was kochen kann, denn ich muß bei Kräften bleiben, weil ich Tag und Nacht immer arbeiten muß.«

Zehn Tage später kapitulieren die Reste der 6. Armee, die nur noch aus Elenden, Kranken und Verwundeten besteht.

Lektüre

Rocholl beklagt sich in seinen Briefen, wie so viele andere Wehrmachtsangehörige auch, über die Langeweile in den vielen Pausen des Vormarsches.

»Wie immer in Ruhe- u. Wartezeiten geht das Leben recht eintönig vor sich. Was man zu tun hat, füllt am Tag vielleicht eine oder eineinhalb Stunden. Dann kommt der Stumpfsinn dran. Einen eigenen Rundfunkempfänger hat man leider nicht, sonst könnte man wenigstens mal Radio hören.«³⁵

Wegen der anfänglich für die deutsche Seite recht erfolgreich verlaufenden militärischen Auseinandersetzungen, besonders aber, weil sich die Rote Armee im Frühjahr und Sommer 1942 aus taktischen Gründen rasch vor der anrückenden Wehrmacht in die Tiefen des Landes zurückzog, gibt es wenig Verwundete, die zu versorgen sind. Zwar nimmt Rocholl oft nur ungerne an den billigen Vergnügungen des Frontlebens teil, aber er verbringt auch nicht übermäßig viel Zeit mit Lesen. Viele Soldaten und Offiziere ließen sich Zeitungen und Zeitschriften an die Front schicken oder hatten für sie wichtige Bücher im Tornister. Der Transport von Büchern wäre für den Truppenarzt wohl kein Problem gewesen, allein, einen Buchbestand führt er offenbar nicht mit sich. Dies ist umso erstaunlicher, als er doch aus eher bildungsbürgerlichem Hause stammt. In vielen Feldpostbriefen von Angehörigen dieser sozialen Schicht finden sich durchaus häufig Bezüge zur Lektüre von Büchern. So hat bspw. das Lesen in den Marschpausen und die Suche nach Büchern in Geschäften der besetzten Gebiete einen großen Stellenwert für den Soldaten Hans Stock. Die Beschäftigung mit Literatur und Kunst ist für ihn geradezu eine organisierte Gegenwelt zum Krieg.³⁶

35 29.05.1942

36 vgl. Jens Ebert, Thomas Jander, *Endlich wieder Mensch sein. Feldpostbriefe und Gefangenepost des Deserteurs Hans Stock 1943/44*, Berlin: trafo 2009

Natürlich gibt es, anders als bei der Stationierung in Frankreich, beim Russlandfeldzug kaum Möglichkeiten, sich mit Büchern zu versorgen. Ab und an finden sich in den Briefen aber dann doch Hinweise auf Lektüre. Rocholl liest mit großem Vergnügen das Buch *Die Triangel* von Pieter Vervoort, das eine »Wanderung durch Jugoslawien, Bulgarien und Ungarn« beschreibt. Es ist dies eine friedliche Reise, so ganz anders, als sie zur gleichen Zeit Rocholls Wehrmachtsskameraden auf dem Balkan unternehmen. Bücher des damals sehr populären Schriftstellers Rudolf Georg Binding werden in den Briefen erwähnt und gelobt (*Unsterblichkeit, Die Waffenbrüder*). Die Auswahl der Literatur ist jedoch nie eine bewusste. Viele Bücher kursieren unter den Soldaten. Man liest, was man gerade irgendwo bekommt. Goethes *Faust* und *Urfaust* erhält Rocholl z.B. rein zufällig von einem Sanitätsunteroffizier geliehen. Vier Wochen nach Schließung des Kessels kommt der Roman *Ich heiße Victor Mors* von Franz von Schmidt in seine Hände. Es ist dies quasi Landeskunde und bestätigt in vielem Rocholls Russlandbild. *Ich heiße Victor Mors* wird in mehreren Briefen lobend erwähnt. Es ist ein Kolportageroman über die Erlebnisse eines jungen deutschen Leutnants in russischer Kriegsgefangenschaft während des Ersten Weltkrieges. Vieles von dem, was Rocholl vielleicht später in der Kriegsgefangenschaft erlebte oder zumindest erwartete, wird hier erzählt. Noch mehr aber ist das Buch ein Vorläufer der rechtskonservativen Rechtfertigungsliteratur trivialer Provenienz, die den westdeutschen Buchmarkt nach dem verlorenen Zweiten Weltkrieg überschwemmte. Einer der erfolgreichsten Vertreter dieser Literatur, Heinz G. Konsalik, von dem später noch die Rede sein wird, hat hier einen seiner vergleichsweise aber noch harmlosen Vorgänger. Grundlegende Stereotype von Konsalik & Co. sind in *Ich heiße Victor Mors* und ähnlichen Romanen jedoch schon vorgeprägt und lassen damit auf ihre weit verbreitete Verankerung im deutschen Kleinbürgertum, aber nicht nur dort, schließen: Das Verhalten der Russen ist von angeblich typisch »russischen« Gemeinheiten, nach dem Zweiten Weltkrieg werden es »bolschewistische« sein, geprägt. Sie behan-

deln die deutschen Kriegsgefangenen roh, lassen sie hungern und in verdreckten Quartieren hausen, sind unehrlich und ver-soffen. Sie lassen sich aber mitunter, da sie auch dumm und ungebildet sind, von den Deutschen »erziehen«. Die Deut-schen sind im positiven Sinne so gänzlich anders, gebildet, ehr-lich, adrett, schlau, gut aussehend, so dass sich eine attraktive, gebildete und selbstbewusste Russin zwangsläufig in den Prot-agonisten verliebt – und er sich irgendwie auch in sie. Unter Russen und Gefangenen gibt es Denunzianten. Diese sind pro-blemlos einer bestimmten Gruppe zuzuordnen: es sind Juden. Im Weiteren erlebt der Held jedoch auch Angenehmes und Aufregendes in Russland. Die Erzählung gerät zunehmend zum Abenteuerroman, da sich der Held als angeblicher geo-logischer Fachmann mit einer international zusammengesetzten Forschergruppe durch Sibirien und Asien bewegt. Die Absur-dität und Realitätsferne des Erzählten dürfte ähnlich wie bei der Kolportageliteratur der 50er Jahre in der Bundesrepublik kein Hemmnis für die Rezeption gewesen sein – im Gegenteil.

Später, in der Gefangenschaft, ändert sich Rocholls Lesever-halten grundlegend. Aus dem Schmökern während des Kriegs-einsatzes wird bewusstes und systematisches Lesen in der Ge-fangenschaft. Die Postkarten aus jener Zeit spiegeln das wider.

»Und jeder Tag bringt neue Erkenntnisse, jede gelesene Buchseite ob wissenschaftl. oder schöne Literatur bedeutet neuen Reichtum. Wie wenig habe ich früher Zeit zum Lesen gehabt! Ich habe es jetzt nachgeholt.«³⁷

Doch wie so viele andere Kriegsgefangene kommt Rocholl nicht von allein zum Lesen. Es sind die sowjetischen Offiziere in den Lagerverwaltungen, die den Gefangenen die Lektüre »guter« Bücher mit deutlichem Nachdruck mehr als nur empfehlen. Das Lesen ist Teil eines intendierten Umerziehungsprozesses. Die historisch traditionell deutschfreundlichen Intellektuellen in Russland bzw. der Sowjetunion wähten die humanistischen Traditionen bei ihren Kriegsgegnern durch die faschistische

Ideologie lediglich zeitweise verschüttet. Die Umerziehung soll die kulturellen Wurzeln der Deutschen wieder freilegen. Wenn auch zu diesem Zeitpunkt bei weitem noch nicht alle von Deutschen verübten Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit bekannt waren und erst recht nicht die Intensität, mit der sie betrieben und organisiert wurden, erscheint dieser pädagogische Ansatz der Sowjets recht blauäugig, genau wie ihre ebenso sorgsame und gut gemeinte wie realitätsferne Unterscheidung zwischen »Faschisten« und »Deutschen«.

In den sowjetischen Kriegsgefangenenlagern sollten auf Weisung der sowjetischen Führung daher Bibliotheken eingerichtet werden. Allgemein wird auf eine kulturelle Betätigung der Deutschen viel Wert gelegt. Doch der gute Vorsatz kollidiert nicht selten mit den Realitäten in dem zerstörten und ausgeplünderten Land. Nur in den wenigsten Lagern sind Bibliotheken vorhanden, die den Namen auch verdienen. Doch was historisch zählt, ist die Absicht, die sich diametral von den unmenschlichen Verhältnissen für sowjetische Gefangene in deutschen Lagern unterscheidet, die geplant und beabsichtigt waren. Aus ideologischen und wirtschaftlichen Gründen war die NS-Führung am Überleben der sowjetischen Kriegsgefangenen grundsätzlich nicht interessiert.³⁸

In den Karten und Briefen aus der Gefangenschaft repetiert Rocholl brav den von den Sowjets in den Schulungen empfohlenen Literaturkanon. Erwähnenswert, dass es eben zuvörderst keine kommunistischen Autoren oder Propagandawerke sind, die er nun seinerseits seiner Frau zur Lektüre empfiehlt, sondern der Grundbestand bürgerlich-humanistischer Kultur in Deutschland, die dort allerdings nach 1933 nichts mehr galt. Hierzu zählen zuallererst die Gebrüder Mann und Hermann Hesse, aber auch Egon Erwin Kisch. Von Heinrich Mann wird besonders der Roman *Der Untertan* hervorgehoben, von Hesse *Peter Camenzind*. Politischer wird es schon bei den Büchern *Verwandte und Bekannte* und *Dein unbekannter Bruder* des

³⁸ vgl. *Erinnerung an einen Krieg*, Dauerausstellung und Katalog, Deutsch-Russisches Museum Berlin-Karlshorst

in die UdSSR emigrierten proletarischen Schriftstellers Willi Bredel, die vom Widerstand im Dritten Reich handeln. Willi Bredel hatte übrigens auch an der Schlacht um Stalingrad teilgenommen – allerdings auf der anderen Seite der Front als Propagandist der Roten Armee.

Weiterhin zählt Rocholl Werke der Weltliteratur auf, die nun z. T. eine völlig neue Welt für die ehemaligen Wehrmachtangehörigen darstellten: *Till Ulenspiegel* von Charles de Coster, *Anna Karenina* und *Krieg und Frieden* von Leo Tolstoi, Bücher von Jack London und Honoré de Balzac. Aber natürlich darf bei der Aufzählung auch der berühmte Roman von Maxim Gorki *Die Mutter* nicht fehlen.

»Wo ist das Sowjetparadies?«

1942 inszenierte NS-Propagandaminister Goebbels im Berliner Lustgarten die Ausstellung *Das Sowjet-Paradies*. Rocholl kann sie nicht gesehen haben. Doch die zentralen Aussagen der Ausstellung und vor allem die Bilder waren in Deutschland omnipräsent, vermittelt in einem Stakkato der Propaganda in allen Medien. Wie so oft in der Ideologieggeschichte waren es nicht primär Fälschungen und Lügen, die hier wirkten, sondern Halbwahrheiten und Fakten, die in andere Koordinatensysteme verschoben wurden, und gezielte und bewusste Missinterpretationen. Vieles von dem, was die deutschen Soldaten bei den »bolschewistischen Untermenschen«, aber eben auch bei einigen der treuen Verbündeten Deutschlands, wie z. B. Rumänien oder Bulgarien, sahen, entsprach den Bildern, die die NS-Propaganda in die Köpfe gepflanzt hatte. In völliger Unkenntnis der Geschichte, der Alltagskultur, der Kirchentradition und der klimatischen und geographischen Verhältnisse wurde der unterentwickelte Stand von Infrastruktur, Sozialwesen, Versorgung und Kommunikation in der Sowjetunion als Ergebnis 20-jähriger »kommunistischer Misswirtschaft und Diktatur« interpretiert und nicht als Resultat einer mehr als 1000-jährigen Geschichte eines archaischen, rückständigen